

Gedanken am Heiligabend

Wovon das Herz voll ist...

Schon wieder steht Weihnachten vor der Tür. Schon wieder kommen Tage der Besinnlichkeit, des Nachdenkens und Erinnerns auf uns zu. War nicht erst kürzlich Heiligabend? Wie ungeheuer schnell doch ein Jahr vergangen ist! Und schon sind die Gedanken wieder da, mahnende Hinweise: Das Jahr geht seinem Ende entgegen, auch du solltest an dein Ende denken. Ich denke unentwegt daran, wünsche es mir fast herbei, verbunden mit nur einem kleinen Zusatz: Rasch und schmerzlos, nicht lange leiden müssen. Ob Freund Hein mir diesen Wunsch erfüllt? Wie schön wäre es: Kein Streit mehr, kein Neid, kein Hass, keine Lüge, keine Heimlichkeiten, – Frieden und Eintracht allenthalben. Ob es das im Jenseits gibt?

Jetzt bin ich bereits über zweieinhalb Jahre Dialysepatient. Es scheint mir vorgestern gewesen zu sein, als ich zum ersten Mal den großen Saal im Mechnicher Nierenzentrum betrat. Dabei war es der 27. April 2017. Wir sind auf unserer Etage so um die 16 bis 18 Leidensgenossen und Genossen, man ist inzwischen „integriert,“ man ist „einer von ihnen“ geworden, einer von denen, die ohne den rettenden Dialysator nicht leben würden. Dialysepatienten sind ein Völkchen für sich, das sich abhebt vom Alltagsbürger, weil es dem Tod näher steht. Zwar überspielt man angelegentlich die eigenen Sorgen mit Fröhlichkeit und angeblichem Wohlergehen. Insgeheim aber, und das höre ich immer wieder aus Gesprächen mit Leidensgefährten heraus, wünscht man sich ein Ende herbei. Die alte Dame beispielsweise, vorgestern im Aufzug: „Ich habe keinen Mut mehr.“ Das geht mir genauso.

Gedanken am Heiligabend. Erinnerungen kommen, an die Kindheit, an Daheim, an Volksschule und Gymnasium, an Dienstjahre bei der Bundesbahn, an Ehejahre, Krankheit und Operation, an den Ruhestand, die Dialyse, – alles in allem sind es keine besonders frohen Erinnerungen, aber man muss damit fertig werden. Man müsste alles zweimal tun können, das ganze Leben nochmals leben dürfen, dabei aber die gewonnenen Erkenntnisse auswerten und anwenden können. Und doch: Ob dann wohl alles besser würde? Ich zweifle ein wenig an solcher Behauptung, denn kein Mensch kann über seinen eigenen Schatten springen.

Während meiner Ausbildungs- und Vorbereitungsjahre bei der Bundesbahn (1953 bis 1959), war es beinahe selbstverständlich, dass unsereiner als Junggeselle am Heiligabend „ran musste,“ das heißt Spät- oder gar Nachtdienst. Nachtdienst gab es für mich auf den Dienstposten von Scheven bis Stellwerk GWB auf der freien Strecke zwischen Urft und Nettersheim. Dort hockte man mitten in der Wildnis mutterseelenallein die Nacht über. Heute würde das niemand mehr tun, es wäre ja auch in der Tat lebensgefährlich. Später in Nettersheim (ab 1959) gab es gottseidank keinen Nachtdienst mehr, höchstens bei Bauarbeiten im Gleis.

Ich erinnere mich an Heiligabenddienst in der Fahrkartenausgabe Kall, im Bahnhof Blankenheim (Wald), auf dem Stellwerk Ss in Schmidheim, im Bahnhof Urft und in Scheven. Ab dem Eintritt der Dunkelheit sah und hörte man kaum noch einen Menschen. Zu den Zügen kamen nur noch einzelne Fahrgäste: Kollegen für den Nachtdienst in Köln, Postbeamte, Berufsfeuerwehrleute, – alles arme Hunde wie man selber, der Dienstplan kennt keine Ausnahmen. Man hockte herum und tat weiter nichts als auf den Feierabend zu warten, es gab einfach nichts mehr zu tun. Man schaltete sich auf die OB-Fernsprechleitung (Orts-Batterie), auf der sich die gesamte Strecke beispielsweise zwischen Kall und Mechnich „versammelt“ hatte. Man unterhielt sich, tauschte Erinnerungen aus und feierte mit den Kollegen „Telefon-Heiligabend.“ Erinnerungen an die Kinderjahre, an die Soldatenzeit, Krieg und Not, – die Stimmung auf der „Strecke,“ bei Schranken- und Stellwerkswärtern, war meistens bedrückt.

Tragbare Radios gab es damals bei uns noch nicht, zumindest waren solche Gerät für den Durchschnitts-Eisenbahner noch nicht erschwinglich. Ich besaß einen halbwegs transportablen Paillard-Röhrenempfänger, ein ganz hervorragendes Schweizer Gerät. Dessen NF-Ausgang klemmte ich an die OB-Leitung und die Strecke hatte astreinen Radioempfang im Telefonhörer. Wenn die Fahrdienstleiter mitspielten und die Leitung bis zum Nachbarn überbrückten, hörte gelegentlich die gesamte Eifelstrecke von Gerolstein bis Kalscheuren meine Radiosendungen. Wenn allerdings unser „Leistungsmeister“, der fürs Telefon zuständige Techniker, hinter meine Manipulation gekommen wäre, – die Welt wäre unter- und die Bundesbahn bankrott gegangen. Karl Kloster hieß der Mann, er war aus Nettersheim.

Es gibt die herrliche Geschichte „Bergkristall“ von Adalbert Stifter aus dem Jahr 1853, in der sich die Kinder Konrad und Sanna aus Gschaid in den verschneiten Bergen verirren. Ihre Rettung führt letztlich zum Friedensschluss zwischen zwei verfeindeten Dörfern. Mehrere Jahre lang wurde diese Geschichte auf einem bestimmten Radiosender – ich meine, es war der WDR – am Heiligabend gesendet. Ich kannte sie fast auswendig, habe sie mir aber immer wieder angehört. Die Sendung passte so recht zur Heiligabendstimmung, ich würde sie mir heute wieder einmal wünschen, sie kommt aber nicht mehr. Es gibt inzwischen den gleichnamigen Film „Bergkristall“, der aber den Originaltext niemals zu ersetzen vermag.

Gedanken am Heiligabend, – Ein altgedienter Landser aus Nettersheim hat mir vor Jahren, als ich noch im Dienst war, vom Heiligen Abend 1942 in Stalingrad erzählt. Ich habe die Geschichte einmal beim „Adventssingen“ im Saal Friesen vorgetragen, – ich würde es niemals wieder tun, ich werde überhaupt nie wieder etwas vortragen, ich bin ja auch zu alt dazu. Die meisten Mitmenschen sind es nicht wert, dass man einen Finger für sie krumm macht. Bei jenem Vortrag gab es wiederholt den Kommentar : „Der soll doch mit dem Mist aufhören, wie lange macht der denn noch.“ Die Namen dieser beiden Ignoranten seien verschwiegen, genannt sei dagegen Willi Hoffmann („Hupperes Wellem“), der sich quasi bedankte und gestand: „Ech hatt et Wasser en de Oure stohn“ (er war den Tränen nahe).

Es wird mir immer ein Rätsel bleiben, wieso ältere Mitmenschen ausgerechnet mir, dem damals doch „jungen Spund“ hinter dem Schalterfenster im kleinen Eifelbahnhof, ihr Herz ausschütteten. Ich erfuhr Dinge, die mich arg verlegen werden ließen, persönliche familiäre Vorkommnisse, die man normalerweise verschweigt. Die ältere Dame beispielsweise, die mir wiederholt unter Tränen von ihrem missratenen Sohn erzählte. Der Obdachlose, der aus dem Zug stieg und nicht wußte, wo er die Heilige Nacht verbringen würde. Oder der altgediente Stalingradkämpfer, der zu mir in den Dienstraum kam und sich erinnerte. Heute denke ich, dass alle diese Leute nichts weiter brauchten als einen Zuhörer, dem sie ihr Herz ausschütten konnten: Wovon das Herz voll ist, davon läuft die Zunge über. Heiligabend ist ganz besonders dazu angetan, die Zunge zu lösen, sich zu erinnern und zu erzählen.

An besagtem Heiligabend Anfang der 1960-er Jahre war trübes Wetter, schon gegen 17 Uhr war es stockdunkel. Hinter verhangenen Fenstern jenseits der Urftbrücke in Nettersheim glühten bereits Weihnachtslichter. Ich dachte an daheim: Mutter würde wohl jetzt die Forellen vorbereiten, gebackene „Müllerinnen“ waren mein Lieblingsessen. Noch vier Stunden bis zum Feierabend. Ein einziger Fahrgast steigt in den Zug nach Köln: Kollege Urban Meyer, bei uns allgemein nur „Kabänes“ genannt. Er ist Lokführer, hat in der Heiligen Nacht einen D-Zug nach Hamburg zu steuern. „Frohe Weihnachten“ über die Bahnsteiglautsprecher, – mein Brötchengeber möge mir diese undienstliche Durchsage nachsehen.

Ein älterer Kollege aus dem Ort, Ruheständler, schaut bei mir herein: Für einen Händedruck und ein kollegiales „Frohe Weihnachten.“ Wir unterhalten uns ein Weilchen, dann schaut

mein Besucher lange Zeit schweigend in die Nacht hinaus. Als er sich umdreht, scheint er irgendwie „abwesend“ zu sein, er realisiert meinen Dienstraum nicht mehr, seine Gedanken sind weit weg von daheim. Er beginnt zu erzählen.

Heiligabend 1942 in Stalingrad. Vier deutsche Landser im halb zerschossenen Keller einer Maschinenhalle. Vier qualmende „Hindenburglichter“ in der leeren Fensterhöhle. Leider kann man mit diesen stinkenden Lichtern den übermächtigen Hunger nicht beseitigen, der ständig die abgezehrten Körper quält. Da kam den Vieren gestern eine ruppige Katze wie ein Geschenk des Himmels: Eine halbe Woche lang drei Fettaugen auf der Schneewassersuppe, das vermittelte wenigstens die Illusion einer Mahlzeit.

Lambert, einer der Vier, zieht eine Mundharmonika aus der zerschlissenen Manteltasche. Ein paar Probe-Akkorde, dann: Stille Nacht, heilige Nacht. Die Kumpels singen mit, leise erst, zögernd und verhalten, dann lauter. Der russische Scharfschütze in der Hausruine draußen horcht erstaunt: Was ist mit den Germanskis los? Die sind nicht mehr im Keller in Stalingrad, in Gedanken sind sie daheim, viele tausend Kilometer weit weg, einer von ihnen ist in einem kleinen Eifeldorf, wo die Angehörigen an ihn denken. Stille Nacht, Stille im Ruinenfeld.

Jähes Aufbellern zweier Schüsse, zwei Bunkerlichter verspritzen ihren Inhalt an die Kellerwand. Der Scharfschütze kann das Kellerfenster einsehen, seine Schüsse rufen die vier Landser in die Gegenwart zurück. Sie ducken sich hinter die Betonwände und denken an Franz, den fünften Mann ihrer Gruppe, den der Russe beim Verrichten seiner Notdurft erwischte. Tagelang konnten sie den Toten nicht bergen, weil der Russe das Gelände einsehen konnte...

Mein Besucher schweigt, schaut lange Zeit schweigend vor sich nieder, in seinen Augen glänzen ein paar Tränen. Auch ich schweige, – was hätte ich auch sagen sollen? Ich habe nur zugehört, bald zwei Stunden lang, ohne selber viel zu sagen. Irgendwie beschäftigt es mich: Bei uns heute Abend die Forellen, in Stalingrad kochten die Landser Katzenknochen aus!

„So Johann, jetz john ech hejm. Danke dofür, dat du mir esu lang zoojehuët häß, ech moot äwwer ejnfach ens dodrüwer spreiche.“ (Danke fürs Zuhören, ich mußte einfach mal darüber reden). Das war ein markantes Wort von einem markanten Mann, der eigentlich nie große Reden hielt, den man viel eher als „wortarm“ einstufen mußte. Er hieß übrigens auch Johann. Im nächsten Jahr kam er am Heiligabend wieder, dann kam er nicht mehr. Johann war seinem Kumpel Franz aus Stalingrad gefolgt. Ich bin dankbar dafür, dass ich ihm zuhören durfte.